

Bibliothek im Foyer

Die brennenden Fragen der Branche

„Informationskompetenz“, „Bibliotheken und Verlage“ und „Open Access und Urheberrecht“ diskutierten Expertinnen und Experten aus Bibliotheken, Verlagen, der Informationswissenschaft und von Bibliotheksdienstleistern auf dem B.I.T.-Sofa im Foyer der Halle 4.2 kritisch und durchaus kontrovers. Die Zeitschrift B.I.T.online hatte die Fachleute an drei Messetagen in fünf Veranstaltungen zusammengebracht. „Die brennenden Fragen aus der radikalen Veränderung der Buch- und Informationsbranche betreffen Bibliotheken und ihre Dienstleister genauso wie die Verlage und die Informationswissenschaft. Deshalb müssen sie gemeinsam besprochen werden“, so Erwin König, Verlagsleitung Dinges & Frick GmbH, der in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Buchmesse zum dritten Mal die „Bibliothek im Foyer“ organisiert hatte. Mit an Bord waren diesmal auch das Fachbuchjournal und die Deutschen Gesellschaft für Informationswissenschaften und Informationspraxis (DGI) mit ihrer Fachzeitschrift Information Wissenschaft & Praxis (IWP). Helga Bergmann und Vera Münch berichten.





Alexander Botte



Marlies Ockenfeld



Prof. Dr. Henning Lobin



1 Informationskompetenz: Gesellschaftlicher Auftrag oder evolutionärer Prozess?

Unter der sachkundigen Moderation von Alexander Botte, stellvertretender Leiter der Arbeits-einheit Informationszentrum Bildung am Deutschen Institut für internationale pädagogische Forschung (DIPF), diskutierten am Mittwochvormittag, dem 6. Oktober 2010, Ute Demuth, selbständige Bildungsberaterin u. a. für Informations- und Kommunikationskompetenz, Marlies Ockenfeld, Chefredakteurin der Zeitschrift „Information Wissenschaft & Praxis“ (IWP), Prof. Dr. Henning Lobin, Professor für Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen und Josef Zens, Pressesprecher der Leibniz-Gemeinschaft.

Wie facettenreich Informationskompetenz ist, zeigten gleich die Anmoderation von Alexander Botte und die Antworten auf seine erste Frage: Der Begriff umfasst Werkzeug- oder Technikkompetenz, geht aber darüber hinaus; Informationskompetenz bedeutet den verantwortungsvollen Umgang mit Information, das Beschaffen und Interpretieren von Informationen, das Identifizieren von Inhalten und die Verknüpfung von Informationen in die Breite und Tiefe. Selbst Kommunikationskompetenz reiche in den Begriff Informationskompetenz hinein, so *Botte*.

Für *Marlies Ockenfeld*, die Chemie und Informationswissenschaften studiert hat, ist Informationskompetenz Informationsbewusstsein. Bereits in den 1960er und -70er Jahren hätten unter diesem Begriff Kurse für Chemiker an der Universität Frankfurt stattgefunden. Der bewusste Umgang mit Information ist für *Marlies Ockenfeld* bis heute ein wichtiger Aspekt ihrer Arbeit geblieben, erst in der Planung von Fachinformationen, seit 34 Jahren in der Redaktion der Zeitschrift IWP, deren Chefredakteurin sie seit 2000 ist. Aus dem universitären Bereich Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik kommend stellte *Henning Lobin* verschiedene Aspekte von Informationskompetenz vor, von der klassischen, interpretativen Arbeit mit Informationen bis hin zum Umgang mit neuen Informationsformen, die durch die Digitalisierung erzeugt wurden. Als Schlagworte nannte er den Umgang mit Massendaten und die Interpretation der darin enthaltenen Informationen beispielsweise durch maschinelle Auswertung. Besonders deutlich seien die Veränderungen in der Wissenschaft zu erkennen, wo wissenschaftliche Tätigkeit auch und in vielen Bereichen vor allem Beschaffen und Interpretieren von Informationen bedeute, die dann in Theorien und Modelle umgesetzt würden. Für *Josef Zens*, Pressesprecher der Leibniz-Gemeinschaft,

in der sich über 80 außeruniversitäre Forschungs- und Service-Einrichtungen zusammengeschlossen haben, bedeutet Informationskompetenz das Identifizieren von Inhalten aus alten Materialien und Schriften und die Verknüpfung von Informationen in die Breite und Tiefe. Als „Makler von Informationen“ gehören zur Leibniz-Gemeinschaft neben Fachinformationszentren, Bibliotheken und dem Institut für die deutsche Sprache mit 4,2 Milliarden Wörtern acht Forschungsmuseen. Die in diesen Einrichtungen vorhandenen Daten alle verfügbar zu machen, sei u.a. die Aufgabe der Leibniz-Wissenschaftler und ihr Beitrag zur Informationskompetenz, so *Zens*. So fände der Besucher im Frankfurter Senckenberg-Museum, das Pflanzen, Tiere und Steine ausstellt, z. B. auf dem Exponat Taube nicht nur den lateinischen Namen, sondern auch wann und wo sie gefunden wurde, wo sie gelebt hat sowie die Rückschlüsse aus diesen Informationen.

Ute Demuth ist von Berufs wegen mit der Frage befasst, wie wir mit dem ständigen Mehr an Informationen umgehen (können und müssen). Sie vermittelt deswegen ihren Kursteilnehmern Werkzeugkompetenz und Risikokompetenz. Unter Risikokompetenz versteht sie den Umgang mit Wissen, das nicht mehr nachvollziehbar ist, weil beispielsweise kein Autor festzustellen ist. Die Bildungsberaterin erweiterte den Begriff Informationskompetenz in Richtung Kommunikationskompetenz, da die neuen Medien nicht nur einen veränderten Umgang mit Information erfordern, sondern auch neue Möglichkeiten zur Kommunikation bieten.

Die Digitalisierung verändert die Gesellschaft

Mit den neuen Technologien wie z. B. Web 2.0 verschwimmen die Rollen von Lehrendem und Lernenden in dem Maße,



wie Nutzer und Informationsproduzent nicht mehr auseinanderzuhalten sind, stellte *Ute Demuth* fest. Henning Lobin sprach sogar vom Entstehen einer neuen Kultur: „Es werden sich aufgrund der unterschiedlichen kommunikativen und informationellen Rahmenbedingungen tatsächlich große Verschiebungen ergeben, von denen wir gerade die Anfänge erleben“. Das betrifft so unterschiedliche Bereiche wie Wirtschaft und Politik bis hin zur privaten Ebene, wo sich das Lern-, Aufnahme-, Lese- und Kommunikationsverhalten verändert. „Für uns ist diese rasante Entwicklung schwer zu beurteilen, weil wir mit beiden Beinen drinstehen“, fügte *Ute Demuth* hinzu.

Werkzeugkompetenz allein reicht nicht

Die Digitalisierung hat die Art und Weise, Informationen zu erzeugen, zu verarbeiten, zu präsentieren und aufzubewahren, verändert. Als Beispiel für mediale Umstellungen im Austausch von Informationen nannte *Henning Lobin* die Präsentation. Wo früher allenfalls Notizen gezeigt wurden, sind heute dank Powerpoint und ähnlicher Programme Bilder, Texte und Grafiken zu sehen, die das Verstehen erleichtern und einen echten Mehrwert darstellen. Die richtige Wahl des passenden Werkzeugs erfordert, darin waren sich die Experten einig, inhaltliche Kompetenz, die über die reine handwerkliche Fertigkeit hinausgeht.

„Hast du was zu sagen oder hast du Powerpoint?“

Mit den zur Verfügung stehenden Werkzeugen könne man wahre Feuerwerke abbrennen, doch das sage nichts über die Qualität und Zuverlässigkeit des Inhalts aus, betonte *Josef Zens* und verwies auf einen Ausspruch, der in der Leibniz-Gemeinschaft zum geflügelten Wort geworden ist: „Hast du was zu sagen, oder hast du Powerpoint?“. Doch der Inhalt müsse die Verpackung bestimmen. *Josef Zens*: „Bundespräsident Christian Wulff benutzte bei seiner Rede zur deutschen Einheit kein Powerpoint. Seine Rede hatte die Aufgabe, dramatisch und weltbewegend zu sein und emotional 20 Jahre Einheit darzustellen. Ein Pharmavertreter kann mit Powerpoint Studien abbilden, um sein Medikament zu verkaufen.“ Hinter der Art und Weise, Information bereitzustellen, stecken Absichten. Diese Absicht zu erkennen, bedeutet laut *Zens* Informationskompetenz und erfordert vom Informationssuchenden „scientific literacy“ – die (wissenschaftliche) Fähigkeit, nicht nur zu lesen, sondern die gefundene Information auch zu beurteilen und zu bewerten.

Das kleine ABC der Kommunikation gehört zur Informationskompetenz

Eine weitere, eigentlich einfache, aber wohl auch von Experten nicht immer umgesetzte Definition von Informationskompetenz skizzierte *Marlies Ockenfeld*: den verantwortungsvollen Umgang mit eigenen und fremden Mitteln. Dazu gehören u.a., das geeignete Werkzeug so zu wählen, dass es dem Gegenüber die Verarbeitung der Information erleichtert. „In einem amtlichen Brief schreibt man einen aussagekräftigen Betreff in die obere Zeile, und das erwarte ich von informationskompetenten Menschen auch bei E-Mails.“ Das dem nicht so ist, hätte sogar die Vorbereitung der DGI-Konferenz auf der Buchmesse gezeigt, wo in mindestens 50 E-Mails unter dem Betreff „DGI-Konferenz“ oder „Tagung“ gestanden hätten. Informationskompetenz fängt, so die Chefredakteurin, bereits beim Schreiben an: Der aufmerksame Umgang mit Informationen sollte dem Adressaten das Aufnehmen der Information und die damit verbundene Arbeit erleichtern, und der verantwortungsvolle Umgang mit Information erfordere Zitierung, wenn Texte oder Gedanken von jemandem anderen übernommen werden. Das müsste bereits in der Schule praktiziert werden, mahnt *Marlies Ockenfeld* an, doch da werden sogar heute noch immer massenhaft kopierte Arbeitsblätter ohne Quelle und Datum verteilt.

Informationskompetenz sollte auch deswegen Kommunikationskompetenz beinhalten, ergänzte *Ute Demuth*, weil die technische Entwicklung zu neuen Formen des Austauschs und der Wissensvermittlung geführt hat. So hält beispielsweise die Web 2.0 Szene keine normalen Konferenzen mehr ab, sie trifft sich zu Barcamps, auch Unkonferenzen genannt, wo Vortragswillige erst einmal dafür werben müssen, ihren Beitrag halten zu dürfen, worüber dann per spontaner Abstimmung entschieden wird. Powerpoint-Vorträge sind dort nicht geschätzt, denn die Teilnehmer wollen miteinander reden.

Besonderheit der Informationskompetenz

Für eine Differenzierung zwischen Informationskompetenz und Kommunikationskompetenz, sprach sich *Henning Lobin* aus. Das Spezifische der Informationskompetenz bestehe darin, dass digitale Information in ihrer Bearbeitung automatisiert und vernetzt werden könne. Blogs oder Wikis sind, so seine Überzeugung, nicht einfach nur Kommunikation, sondern stellen neue Qualitäten im Informationsaustausch dar. Der Umgang damit sei durchaus eine Herausforderung. Die Bedienung einer Suchmaschine bedeute im Grunde genommen nichts weiter, als dass eine Maschine automatisch Texte lese und nach bestimmten Kriterien Vorschläge mache. Die eigentliche Arbeit falle erst danach an: Gewichtung und Sortierung der vorgeschlagenen Inhalte.



„Wissen ist interpretierte Information“

Olaf Breidbach hat in seinem Essay zu neuen Wissensordnungen 2008 einen entscheidenden Satz geschrieben: „Wissen ist interpretierte Information“. Ausgehend davon stellte *Henning Lobin* die Frage, ob das größte Defizit in der heutigen Wissensgesellschaft nicht darin bestehe, nicht genügend Interpretationskompetenz ausgebildet zu haben. Zentral gehe es um die Interpretation der Informationen und um die Fähigkeit, mit diesen Informationen in einer angemessenen Art und Weise umzugehen, sie zu filtern und zu Navigationszwecken zu nutzen.

Diskursive Fähigkeiten auf Seiten der Benutzer sind eine Voraussetzung, Informationen interpretieren zu können. Das vom Moderator beklagte Fehlen dieser Fähigkeiten erklärte *Ute Demuth* mit veränderten Prämissen: Bildung werde heutzutage stark von dem Aspekt der wirtschaftlichen Verwertbarkeit geprägt, da sei Diskursivität nicht gefragt.

Informationskompetenz: wer ist in der Gesellschaft gefordert, sich darum zu kümmern?

Bis hierher hatte die Diskussion mehr als deutlich gezeigt: Informationskompetenz ist ein sehr komplexer Begriff. Dazu gehört einerseits Wissen über die Werkzeuge, Fertigkeiten für die Nutzung dieser Tools, aber durchaus auch pädagogische und psychologische Aspekte der effizienten Wahrnehmung der zur Verfügung stehenden Instrumente sowie das Erkennen der Absicht hinter der Information. Moderator *Alexander Botte* fragte, wer nun in der Gesellschaft gefordert sei helfend tätig zu werden. Ob vielleicht wissenschaftliche Bibliotheken die Kapazität dafür hätten, dies professionell zu betreiben?

Eine Institution sei mit einem solchen Auftrag überfordert, so die Meinung von *Josef Zens*. „Wir haben Teilöffentlichkeiten. In der Leibniz-Gemeinschaft sind Institute wie das Fachinformationszentrum Karlsruhe, Fachinformationszentrum Chemie, die Zentralbibliothek für Medizin und die Technische Informationsbibliothek Hannover für Wissenschaftler und Nutzer aus der Wirtschaft zuständig.“ Außerdem gäbe es Informationsdienstleister z.B. für internationale pädagogische Forschung, an die sich Lehrerinnen und Lehrer wenden. An Schüler richteten sich wiederum spezifische Angebote, weil auch diese Nutzergruppe eigene Anforderungen habe. Deswegen müssten die Verantwortlichkeiten „in kleine Häppchen“ aufgeteilt werden, ist *Zens* überzeugt.

In Sachen Bildung ist Informationskompetenz ein politischer Auftrag

Einig waren sich die Expertinnen und Experten der ersten Diskussionsrunde, dass in Sachen Bildung ein politischer Auftrag

besteht. Die DGI hat in Anerkennung des gesellschaftlichen Auftrags eine Arbeitsgruppe Lehrerfortbildung eingesetzt, berichtete *Marlies Ockenfeld*. Es sei beabsichtigt, Lehrerinnen und Lehrer mit den neuen Technologien und den daraus resultierenden Anforderungen vertraut zu machen und das Thema in die Curricula des Instituts für Qualitätssicherung, das Lehrerfortbildung zertifiziert, zu integrieren. Lehrerinnen und Lehrer sollen dadurch in die Lage versetzt werden, das Thema im Unterricht zu behandeln. Auch *Josef Zens* ist überzeugt, dass die Grundlagen für „scientific literacy“ bereits in der Schule gelegt werden müssen, wie sonst sollte der mündige Bürger an demokratischen Prozessen teilhaben, fragte er. Um zu entscheiden, ob die Atomkraftwerke länger laufen müssen, Gentechnik auf den Äckern gefährlich ist oder nicht, müsse die Kompetenz vorhanden sein, Fakten nachschauen zu können, oder zumindest zu wissen, wo man nachschauen kann. Auf einen Widerspruch wies nochmal *Marlies Ockenfeld* hin: Zwar werde heute Information als Rohstoff der Nation bezeichnet, doch fehlten auf politischer Ebene die notwendigen Maßnahmen. Die Informationswirtschaft brauche Unterstützung, damit nicht alle Informationsprodukte ins Ausland abfließen würden und es dann eines Tages keine nationalen Informationsproduzenten mehr gebe. Ebenso brauche der Bildungsbereich eine zentrale Hilfestellung bei den vielfältigen Anstrengungen, ein breites Informationsbewusstsein aufzubauen. Beispiele für den Verkauf in Deutschland und Europa entwickelter Informationsprodukte in die USA hat es in den vergangenen zwei Jahrzehnten vielfach gegeben; beispielsweise den Verkauf des renommierten Gmelin-Institutes und seiner hochentwickelten Informationsprodukte für die Chemie.

Querschnittsthema Informationskompetenz ohne traditionelles Rollenverständnis anpacken

Das Fehlen einer zentralen Sichtweise, für die eigentlich die Politik sorgen müsste, spiegelt sich auch in der politischen Zuständigkeit für Medien- und Informationskompetenz wider. Sie ist gleich bei mehreren Ministerien angesiedelt. Für *Henning Lobin* ist dies ein deutliches Zeichen, dass es sich bei Informationskompetenz um ein klassisches Querschnittsthema handelt, das nur schwer in politische Portionierungen zu übertragen ist. An den Universitäten werde gerade versucht, Informationskompetenz nicht zu ghettoisieren, sondern als Thema zu begreifen, in das verschiedene fachliche Aspekte einfließen. Für *Henning Lobin* ist es eine ausgesprochen interessante Frage, ob die Entwicklung, deren Zeuge wir gegenwärtig sind, es zulässt, Einfluss zu nehmen oder ob sie uns zu Beobachtern von Veränderungen degradiert. Die Fragestellung begründet sich darauf, dass die Sozialisierung an Kommunikations- und Informationstechnologie der sog. digital natives überwiegend (zu 98 Prozent) außerhalb der Schule erfolgt. *Ute Demuth* zeigte sich überzeugt, dass auch solche Prozesse gestaltbar sind. „Wir dürfen nur nicht den Fehler machen, an alten Technologien und Rollenbildern festzuhalten. Wir müssen der Entwicklung mit einer gewissen Offenheit gegenüberstehen und versuchen, darin vielleicht eine andere Rolle zu finden“, mahnte sie. So könne es gelingen, moderierend in den Prozess einzugreifen und akzeptierte Werte, weiter zu transportieren.

2 Informationskompetenz – in Schule, Studium, Forschung und Beruf

Am Mittwochnachmittag, dem 6. Oktober, nahmen als fachkompetente Gäste auf dem Sofa in der Bibliothek im Foyer Platz: Lambert Heller, Fachreferent für Wirtschaftswissenschaften und Wirtschaftsinformatik an der Technischen Informationsbibliothek und Universitätsbibliothek (TIB/UB) Hannover, Ronald Kaiser, B.A., der den Blog Infonomy Log ins Netz stellt, M.A. Barbara Reißland, Library Consult in Marburg und Dr. Luzian Weisel, Fachinformationszentrum Karlsruhe und Vorstandsmitglied der DGI e.V. Die Diskussion zum Thema „Informationskompetenz in Schule, Studium, Forschung und Beruf – Aufgaben und Anforderungen an Bibliotheks- und Informationsspezialisten bei der Wissensvermittlung im digitalen Zeitalter“ wurde souverän moderiert von Dr. Dirk Wissen, Direktor der Stadt- und Regionalbibliothek Frankfurt (Oder).

Auch diese Veranstaltung begann, wie schon die Diskussion am Vormittag, mit einer Definition von Informationskompetenz. Wie unterschiedlich dieser Begriff besetzt ist und wie dringend er einer politischen Klärung bedarf, wurde in dieser Runde besonders deutlich, immerhin ging es ja auch um Ansätze, Informationskompetenz in den Curricula der Lehreraus- und Fortbildung und in den Lehrplänen an den Schulen unterzubringen.

Lambert Heller versteht unter Informationskompetenz Erfahrung mit Informationsmitteln. Die im Zeitraffer ablaufende Medienrevolution lässt quasi täglich neue Informationsmittel entstehen, die Informationsakteure abverlangen, sich ständig neu damit vertraut zu machen. *Ronald Kaiser* brachte den sehr komplexen Begriff folgendermaßen auf den Punkt:

Nachdem geklärt sei, ob es sich um Daten, Information oder Wissen handelt, bedeutet Informationskompetenz zunächst das Erkennen von Informationsbedarf, dann Lokalisierung, Organisation, Selektion und Rezeption von Informationen und danach Weiterverarbeitung in zweckoptimierter Präsentation sowie Kommunikation von Informationen. *Barbara Reißland* verwies auf die Zeitschrift „FUMSI“ deren Titel für find, use, manage and share information steht, und genau das ist für sie Informationskompetenz: gekonntes Finden, Nutzen, Verwalten und Teilen von Information. Für *Luzian Weisel* bedeutet Informationskompetenz eine wesentliche Eigenschaft oder ein Können im Lebenslauf, welche(s) beim Haus der kleinen Forscher anfängt und bei Senioren noch lange nicht aufhört. Weil Qualität eine wichtige Rolle bei Informationskompetenz

Auf dem Sofa v.l.n.r.: Lambert Heller, Ronald Kaiser, Barbara Reißland, Dr. Luzian Weisel und Dr. Dirk Wissen.



spielt, ergänzte er Ronald Kaisers Definition um Adjektive: „Systematische Informationsbeschaffung aus verlässlichen Quellen, zuverlässige Bewertung und problemorientierte Weiterverwendung in Wissenschaft und Wirtschaft.“

Kompetenzförderung: Informationen für Abiturjahrgänge zur richtigen Zeit am richtigen Ort

Erfahrung sammeln gehört für *Lambert Heller* zur Aneignung von Informationskompetenz, deswegen lässt er Studierende in seinen Kursen beispielsweise den Artikel in der Wikipedia über die Universität Hannover, für die er tätig ist, auf Fehler oder Defizite hin überprüfen und korrigieren. Die Studentinnen und Studenten erwerben sich dadurch unverzichtbare Kenntnisse, um sich an der Informationswelt von morgen aktiv und bewusst zu beteiligen. Sowohl in der Wirtschaft als auch in der Wissenschaft werde zunehmend mit Wikis gearbeitet. Um Wiki-Projekte wie OpenWetWare bedienen zu können, aber auch um die soziale Dynamik einer so großen Community wie der Wikipedia zu begreifen, müssten Studierende lernen, warum es wichtig ist, zuerst einen Benutzeraccount anzulegen, bevor Änderungen vorgenommen würden. Informationskompetenz muss bereits in den Schulen vermittelt werden, darin waren sich die Teilnehmer der Diskussionsrunde einig. Die Schulen seien aber nur unzureichend in der Lage, dieser Aufgabe nachzukommen, wie Führungen für Schulklassen in Bibliotheken im Rahmen der Spiralcurricula zeigten. Aus eigener Erfahrung wusste der Moderator, dass viele Lehrerinnen und Lehrer Bibliotheksführungen als einen schönen Termin kurz vor den Schulferien begreifen. Die TIB/UB Hannover habe sich deshalb dafür entschieden, diese Art von Bibliotheksbesuchen nicht weiter zu fördern. Ein nachahmenswertes Beispiel sei, so *Ronald Kaiser*, die Initiative der Stadtbücherei Freiberg am Necker, die auch BIX-Gewinnerin ist. Dort wurde ein Projekt gestartet, das Informationen zum richtigen Zeitpunkt an Schüler und Lehrer transportiert. Zu sog. Sternchen-Themen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in den Abiturjahrgängen ausgegeben werden, versorgt die Bibliothek die Schüler mit passenden Informationen. Für *Kaiser* gehört es zur Dienstleistung der Bibliotheken, nicht nur den Informationsbedarf, sondern auch den richtigen Zeitpunkt dafür zu erkennen und dann entsprechend mit Angeboten darauf zu reagieren. Dazu ist zwischen Lehrer und Bibliothekar eine kontinuierliche Zusammenarbeit notwendig, die bedauerlicherweise noch viel zu selten funktioniert.

Soll die Bibliothek in die Schule oder die Schule in die Bibliothek?

Information als Gegenstand ist in einigen Bundesländern schon im Lehrplan enthalten, wusste *Luzian Weisel*, und zwar in der informationstechnischen Grundbildung (ITG). Doch von der Vermittlung von Informationskompetenz sei diese Ausbildung weit entfernt. Der Wissenschaftler von FIZ Karlsruhe sprach sich dafür aus, bibliothekarisches Knowhow in den Unterricht zu tragen. Die Schüler müssten Recherchieren in Google und Wikipedia, aber auch in weiteren Ressourcen, die es inzwischen kostenlos gibt, unter fachkundiger Anleitung erst einmal kennenlernen. Aber auch dazu bedarf es aufgeschlossener, neugieriger Lehrerinnen und Lehrer und einer willigen Bildungsbürokratie.

Ob nun die Bibliothek in die Schule kommen soll, oder die Schule in die Bibliothek, dazu gab es verschiedene Standpunkte, einig war man sich aber über die positive Wirkung eines Bibliotheksbesuchs auf Schüler, sofern er von Lehrer und Bibliothekar gut vorbereitet sei. Dazu *Lambert Heller*: „Es ist wichtig zu sehen, wie Journale kilometerlang in dunklen Magazinen lagern, und zu lernen, dass der Katalog im Web das Informationsmittel ist, das den Zugriff zu diesen Ressourcen gewährleistet.“ Wenn der Bibliotheksbesuch im Kontext eines Projekts stattfindet, in dem man Informationen sucht, findet und verarbeitet, kann die Bibliothek nicht nur zeigen, wie das geht, sondern sich auch als Stätte des Lernens präsentieren. *Barbara Reißland* ist der Meinung, Schulbibliotheken sind eine gute Voraussetzung, Informationskompetenz frühzeitig aufzubauen. Sie selbst habe dort spielerisch den Umgang mit Informationen gelernt. „Wir haben gewonnen, wenn wir im Jahr 2020 in 75% aller Schulen wieder Schulbibliotheken oder Mediatheken haben“, gab sich *Luzian Weisel* überzeugt. *Ronald Kaiser* fügte hinzu, es sei wichtig, dass Schulbibliotheken nicht nur aus einem Bücherregal bestünden und von einem Lehrer in der Freistunde verwaltet würden, sondern dass dort tatsächlich qualifiziertes Personal sitze, das Informationskompetenz vermitteln könne. Auch hier stelle sich wieder die Frage der Mittelbereitstellung.

Solange öffentliche Bibliotheken aus dem Kultusetat und wissenschaftliche Bibliotheken aus dem Bildungsetat finanziert werden, sei es schwierig, den Bildungsauftrag Vermittlung von Informationskompetenz zu erfüllen. Genau deswegen seien Bibliotheksgesetze notwendig, erklärte *Ronald Kaiser*, denn in diesen würde festgeschrieben stehen, dass Bibliotheken Bildungseinrichtungen sind. Dennoch sieht die Realität so aus, warf Moderator Dirk Wissen ein, dass Bibliotheksschließungen weiterhin zu befürchten seien, und die jährlichen Kürzungen des Medienetats es schwer machten, die Bibliothek mit Inhalten zu füllen.

Informationskompetenz in der beruflichen Bildung

Auf einen weiteren Bereich, in dem Informationskompetenz immer wichtiger wird, wies *Luzian Weisel* hin. In dem Maße wie Bildung besser, schneller und effizienter werde, wachse auch der Anspruch an die Auszubildenden: „Wir dürfen auch nicht alle immer nur in Richtung Studium schauen, wir müssen auch in die Berufsausbildung schauen. Die Industrie muss ein frühes Interesse an informationskompetenten Arbeitskräften haben und dies artikulieren.“ Auch unter diesem Aspekt mache es Sinn, so *Luzian Weisel*, ein Lebenslauf-Konzept für die Vermittlung von Informationskompetenz zu entwickeln. In diesem Bereich könnten Bibliotheken ebenfalls viel leisten. „Sofern die Mittel dazu bereit stehen und wenn die Industrie die Bibliotheken mit fachlichem Knowhow unterstützt“, ergänzte der Moderator. *Barbara Reißland* gab zu bedenken, dass in den Firmen noch gar nicht angekommen sei, dass Bibliotheken als Vermittler von Informationskompetenz gebraucht würden: „Aus Sicht der Unternehmensleitung braucht man keine Bibliotheken.“ Diese Einstellung müsse aber kein ehernes Gesetz sein. Es komme darauf an, „welche Angebote die Bibliotheken machen können“ erklärte *Ronald Kaiser*. In Skandinavien gibt es z. B. ein Modell, das heißt „Rent a librarian“. Die dortigen Bibliotheken treten z. B. an

Unternehmen heran und verkaufen ihre Dienstleistungen. So erwirtschaften sie Einnahmen, die sie in neue Dienstleistungen oder in den Ausbau und Erwerb investieren.

Der Beitrag von Bibliotheken

Problembewusstsein hinsichtlich der Informationspraxis in Wissenschaft und Wirtschaft kann durch die Bibliotheken und in den Bibliotheken gefördert werden, davon ist Lambert Heller fest überzeugt. Dazu müsse sich allerdings die Art und Weise, wie Informationskompetenz vermittelt wird, ändern. Der Fachreferent der TIB/UB Hannover stellte die These auf: Bibliotheken müssen die Menschen darin ausbilden, Wissensmanagement-Lösungen zu finden. Dazu gehöre auch die Vermittlung von Kenntnissen, welche Werkzeuge geeignet sind. Als Beispiel nannte Heller die Aufbereitung gefundener Literatur in einem online-Litersystem. Das ist seiner Meinung nach ein mindestens genauso wichtiger Teil der Lösung wie die Fertigkeit, Literatur in einer Datenbank zu finden. Unterstützung erhielt er von Luzian Weisel, der bei den Bibliotheken ein Problem beobachtet, Informationskompetenz gemäß dem etablierten Standard (Deutschen Bibliotheksverband e. V.) empfängerorientiert vorzubringen (http://www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/Kommissionen/Kom_Dienstleistung/Publikationen/Standards_Infokompetenz_03.07.2009_endg.pdf).

Dabei sei Empfängerorientierung die große Quelle der Reputation und Kundenzufriedenheit. Für die Zielgruppe Bevölkerung heißt das für Ronald Kaiser, sie vertraut zu machen mit den vorhandenen Werkzeugen und sie zu befähigen, „das richtige Werkzeug zum richtigen Projekt auszuwählen und zum Einsatz zu bringen“. Der dbv-knb-Dienst www.informationskompetenz.de sei ein Versuch, Projekte und Informationen zu diesem Themenkomplex zur Verfügung zu stellen, aber der Nachholbedarf sei riesengroß.

Die Qualität von Information im Zeitalter von Google und Social Web

Als einen wesentlichen Aspekt der Informationsvermittlung sprachen die Experten der „Bibliothek im Foyer“ im Zuge ihrer Diskussion auch die Qualität von Information an. Dass sie sehr wichtig ist, war die einhellige Meinung der Gesprächsteilnehmer. Als Qualitätskriterien benannten sie u.a. Korrektheit, Richtigkeit, Authentizität, Reproduzierbarkeit und Bewertbarkeit der Daten. Die Qualität von Information kann objektiv durch den gesicherten Zugriff auf die in der Datenquelle zur Frage verfügbare Information (Precision Recall) bewertet werden. Dennoch sei Qualität auch eine subjektive Wahrnehmung, die mit Vertrauen zu tun habe, betonte Luzian Weisel. Ronald Kaiser berichtete, dass es mittlerweile Bewertungssysteme für Kataloge und Medien gibt. Diese untersuchten die Ausleihhäufigkeit eines Mediums und postulierten, dass häufig ausgeliehen auch eine hohe Qualität bedeutet, was keineswegs immer der Fall sei. Auch der Container, in dem eine Information steckt, sage nichts über deren Qualität aus, ergänzte Lambert Heller. Die Qualität eines Rechercheergebnisses wird klassisch durch Precision and Recall bewertet, inzwischen, „im Zeitalter der Web-Entwicklung nach Google“ sind daneben andere Indices getreten, die einen neuen Modus des Entdeckens beinhalten und auch Qualität darstellen.

Lambert Heller nannte als Beispiel neuartige Plattformen im Internet, die hunderttausende Wissenschaftlern aus verschiedenen Bereichen angelockt hätten, und deren Funktion es sei, diese über interessante, neue Informationen stolpern zu lassen. „Traditionell wurde das in den Informationswissenschaften serendipity genannt, Dinge zu finden, die man gar nicht gesucht hat, die aber trotzdem wertvoll sind.“ Auf diese Art des Findens und Entdeckens sei der Begriff des precision recall nicht mehr anwendbar, weil die Recherche nicht am Anfang des Prozesses stehe. Dem stellte Luzian Weisel ein Plädoyer für professionelle Datenbanken entgegen: „Durch die inhaltliche Erschließung werden auch in einer Datenbank Dinge gefunden, die nicht gesucht wurden. Man muss einfach die Thesaurusfunktion einschalten!“ In einer Datenbank lasse sich mit Sicherheit eine Lösung für die gesuchte Problematik finden, was bei den erwähnten Plattformen nicht sicher sei, so Luzian Weisel. Hier kommt es sicherlich darauf an, was der Informationssuchende will: Sich Informationen zur Lösung einer bestimmten Aufgabenstellung zu beschaffen, oder sich über Entwicklungen zu einem Thema zu informieren, die er vielleicht noch nicht kennt, die für seine Arbeit aber neue Impulse liefern können.

Lesekompetenz ist ein Teil der Informationskompetenz

Richtig zu entscheiden, welches Werkzeug zur Lösung welcher Aufgabenstellung eingesetzt werden kann, ist ein wesentliches Kriterium von Informationskompetenz. Das Internet sei eine riesige Quelle, aus dem sich die Menschen in ihren und für ihre Tätigkeitsbereiche bedienen könnten, so Luzian Weisel. Informationskompetenz zu besitzen bedeute auch, dies mit möglichst hinreichenden und guten Instrumenten tun.

Schule, Studium, Forschung und Beruf hätten sowohl ähnliche als auch unterschiedliche Anforderungen an Informationskompetenz. In der Industrie schein das Thema Informationskompetenz noch nicht endgültig angekommen zu sein, obwohl Informationsmanagement, Wissensmanagement, global government usw. natürlich mit Information zu tun haben. Es sei durchaus möglich, dass Konzepte aus der Bibliothekswelt in fünf bis zehn Jahren in der Industrie Anwendung finden.

Abschließend stellte Moderator Dirk Wissen fest, dass, obwohl die Veranstaltung auf der Buchmesse stattfand, der Begriff Lesekompetenz in der Diskussion nicht gefallen sei. Deswegen fragte er, ob Lesen eine Rolle in der Informationskompetenz spiele. Lesekompetenz gehöre zum Gesamtkonzept, stellte Barbara Reißland fest und Luzian Weisel ergänzte: „Lesekompetenz gehört zu den vier Kulturtechniken der Informationskompetenz.“ Sozialwissenschaftlich erforscht und auch aus Lambert Hellers eigener Lebenserfahrung besteht eine enge Korrelation „zwischen der Größe des elterlichen Bücherregals und der Neugier und Bereitschaft des Kindes, in Sachen rumzustöbern, die es noch gar nicht versteht, die es aber faszinieren“. Lesekompetenz wird weiterhin sehr wichtig sein, ist Ronald Kaiser überzeugt, aber natürlich auch die Schreibkompetenz, denn was man gelesen hat, möchte man auch ausdrücken können. Aber Ronald Kaiser möchte das nicht einschränken auf das Lesen von Büchern, sondern auf die Wahrnehmung von Information erweitern. „Information ist heute nicht mehr einglesig.“

3 Bibliotheken und Verlage: Deutsche Digitale Bibliothek – ehrgeiziges Projekt auf (finanziell) tönernen Füßen

„Mammutprojekt Deutsche Digitale Bibliothek“ war das Thema der dritten Veranstaltung, zu dem renommierte Experten auf dem Sofa der „Bibliothek im Foyer“ Platz nahmen. Am Donnerstagvormittag, dem 7. Oktober, diskutierten Reinhard Altenhöner, Abteilungsleiter Informationstechnik in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt a.M., Dr. Rolf Griebel, Generaldirektor Bayerische Staatsbibliothek, Dr. Michael Mönnich von der Bibliothek des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) und Chefredakteur von B.I.T online, sowie Rolf Rasche, Geschäftsführer der ImageWare Components GmbH über Sinn und Zweck, Chancen und Risiken sowie Hürden und Kosten des ehrgeizigen Projekts. Die Veranstaltung, die wieder engagiert von Dr. Dirk Wissen, Direktor der Stadt und Regionalbibliothek Frankfurt (Oder) geleitet wurde, ließ dennoch Fragen offen beispielsweise wie eine ausreichende Finanzierung erreicht werden kann oder, ob es neben den beiden Polen „Digitalisierung um jeden Preis“ oder „Die Digitalisierung verschlafen“, einen Mittelweg gibt.

Deutsche Digitale Bibliothek – eine bestechende Vision mit 30.000 Filialen

Zum Einstieg in die Diskussion bat Moderator *Dirk Wissen* die Teilnehmer um eine kurze Stellungnahme, welche Zielsetzungen sie mit der Deutschen Digitalen Bibliothek verbinden. Als Außenstehender erwartete *Rolf Rasche* von der Deutschen Digitalen Bibliothek (DDB) vor allem Vielfalt: die Verfügbarkeit aller copyrightfreien Bücher im Internet, insbesondere auch historischer und kulturgeschichtlicher Bücher. „Vielfalt macht eine Kultur aus, Monokulturen, das weiß man u. a. aus der Landwirtschaft, sind nie gut auf lange Sicht.“ *Rolf Griebel* und *Michael Mönnich* wiesen auf eine Gefahr hin, die der Arbeitstitel, denn das ist der Name Deutsche Digitale Bibliothek immer noch, in sich birgt: Der Name könnte suggerieren, dass es sich um eine reine Bibliothek handle. Dabei habe das Projekt, so *Rolf Griebel*, einen sehr anspruchsvollen, spartenübergreifenden Ansatz, der Materialien aus Archiven, Bibliotheken, Museen, und der Denkmalpflege mit einschließe. In der Vereinbarung zur DDB ist die Zahl von rund 30.000 Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen genannt, die sich nach und nach daran beteiligen sollen. Die DDB ist auch das nationale Portal für die Europeana und als solches eine Bringschuld gegenüber der EU. *Michael Mönnich* sieht in der DDB ein großes Portal, das Zugriff auf die in Deutschland vorhandenen Ressourcen ermöglicht und viele lokale, spezialisierte Sammlungen, die heutzutage noch schwierig zu finden sind, zugänglich macht. *Reinhard Altenhöner* hob den spartenübergreifenden Ansatz hervor. Es gebe bereits vielfältige Anstrengungen, sogenanntes digital material zur Verfügung zu stellen, dies passiere aber zumeist sparten- und kollektionsgebunden. Dies zu bündeln, sei eine der Aufgaben der DDB, der Anspruch gehe noch einen Schritt weiter: „Wir wollen medienübergreifend agieren und nicht nur textuelles Material, sondern auch Bildmaterial, bewegtes Bildmaterial und Audiomaterial einbinden und so einen erweiterten Blick auf das Kulturgut in Deutschland geben.“

Hoch anspruchsvolle Aufgabenstellung

Mindestens zwei Zielgruppen will die DDB ansprechen, die Wissenschaft und die breite Öffentlichkeit. In ihrer Ausrichtung auf den Endkunden wird sie ein Portal darstellen, das die Verknüpfungen zwischen verschiedenen Medien visualisiert. Was das bedeutet, verdeutlichte *Reinhard Altenhöner* an einem Beispiel: der Autor Bertolt Brecht habe eine Beziehung zu den musikalischen Fassungen seiner Werke, z. B. der Dreigroschenoper, also gehöre Hanns Eisler mit dazu; schließlich lägen zahlreiche Quellen vor, die Bild-, Audio- und natürlich Textmaterial wie beispielsweise seine Werke umfassten. Dieses Bündel von Objekten werde in der DDB visualisiert. Für die Zielgruppe Wissenschaft will die DDB eine Plattform bieten, die wissenschaftliche Informationen zugänglich macht und teilnehmenden Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen durch den Einsatz von Werkzeugen und die Verknüpfung mit Objekten aus anderen Einrichtungen die Möglichkeit eröffnet, ihre Dienste und Daten zu optimieren.

In der aktuellen Situation spielen solche Vorhaben noch keine Rolle. Schließlich arbeitet das Kompetenznetzwerk noch mit Sondermitteln aus dem Kulturprogramm. Die von Bund und Ländern für die Dauer von fünf Jahren für die DDB zur

Verfügung gestellten 2,6 Mio. Euro jährlich gibt es erst ab 2011. In den Zukunftsplänen seien solche Überlegungen durchaus enthalten, bekräftigte Reinhard Altenhöner. Auch eine Art Digitalisierungsberatung könne zu den Aufgaben der DDB gehören, wenn es darum gehe, die getrennt operierenden Digitalisierungszentren mit den neuen Programmen speziell für Hochdurchsatzverfahren, die auch eine internet-basierte Wissensinfrastruktur anbieten, vertraut zu machen. Als weitere Aufgaben der DDB nannte er die Unterstützung bei Digitalisierungsaktivitäten sowie die Bereitstellung von social networking Werkzeugen, die nicht nur auf der Ebene des Contents anwendbar sind, sondern auch auf der Ebene der Entwicklungsleistungen. Das Konzept der DDB und alle Basisdokumente sind unter <http://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/> öffentlich zugänglich.

Feldanalyse der infrage kommenden Einrichtungen

Hohe Ansprüche führen zu einer hohen Erwartungshaltung auf Seiten der potenziellen Ziel- und Nutzergruppen. Das Instrument, mit dem diese Erwartungen erfasst werden, ist die Anforderungsanalyse, die, so *Reinhard Altenhöner*, schon Teil des Projektes sei. Die nächsten Aufgaben, die auf dem Weg zur DDB anstehen, sind die offizielle Gründung des Kompetenznetzwerks und die Schaffung einer Infrastruktur. *Rolf Griebel* verwies auf die große Herausforderung, in der Planungsphase Strukturen zu entwickeln und thematische Cluster zu definieren, die spartenübergreifend sind. Derzeit aktiv dabei sind: Deutsche Nationalbibliothek, Staatsbibliothek München, Sächsische Landesbibliothek Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Bibliotheksservicezentrum Baden-Württemberg, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Bundesarchiv, Landesarchiv Baden-Württemberg, Deutsches Filminstitut, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Stiftung Historische Museen Hamburg, Stiftung Preussischer Kulturbesitz und Digitales Kunst- und Kulturarchiv Düsseldorf sowie als technischer Betreiber das Fachinformationszentrum (FIZ) Karlsruhe.

In der ersten Hälfte des nächsten Jahres soll nach Aussage von *Reinhard Altenhöner* mit einer Feldanalyse der infrage kommenden Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen begonnen werden, damit weitere Partner hinzukommen und ihre Bestände zur Verfügung stellen können. Parallel dazu würden auch unabhängige Kollektionen aufgenommen. Zunächst können aus Finanzierungsgründen nur digitalisierte Projekte mit entsprechender Metadaten-Aufbereitung berücksichtigt werden. Konkret heißt das, alle von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Digitalisierungsprojekte sowie die eine Million Titel, die die Bayerische Staatsbibliothek im Rahmen des Google-Books-Projekts digitalisiert hat, sind Bestandteil der DDB.

Ende 2011 soll ein teilöffentliches Pilotprojekt gestartet werden. Mit dieser vorsichtigen Herangehensweise wollen die Initiatoren Fehler vermeiden, die beispielsweise bei der Eröffnung der Europeana gemacht wurden, wo der Server unter der Last der Zugriffe zusammenbrach.



Deutsche Digitale Bibliothek und Deutsches Digitales Archiv parallel aufbauen?

Rolf Rasche sah in dem spartenübergreifende Ansatz der DDB ein großes Problem. Bereits Bibliotheken und Archive unterschieden sich grundsätzlich in ihren Strukturen. *Rasche* stellte fest: „Daten aus Bibliotheken zusammenzuführen, ist machbar, aber Daten aus dem Bundesarchiv zusammenzuführen, ist eine richtige Herausforderung.“ Außerdem seien die Archive gemessen an den Bibliotheken Jahre in Verzug. Die Archive sind heute dabei, mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ihre Repertorien zu digitalisieren, was „der Retrokonversion der Kataloge, die die Bibliotheken in den 1980er Jahren vollzogen haben, entspricht“, ergänzte *Rolf Griebel*. Auf ein weiteres Problem des kooperativen Ansatzes machte *Michael Mönnich* aufmerksam. In Baden Württemberg werde die digitale Erschließung von Materialien nach den Vorgaben der Landesarchivdirektion Baden Württemberg durchgeführt, was eine Vervielfachung des Aufwandes zur Erstellung der Metadaten bedeute. Für ihn stellt sich die Frage, ob es nicht besser wäre, unabhängig voneinander eine Deutsche Digitale Bibliothek und ein Deutsches Digitales Archiv aufzubauen und „nicht so einen Gemischtwarenladen“.

Reinhard Altenhöner verteidigte den spartenübergreifenden Ansatz: „Unbestritten liegt eine riesige Aufgabe vor uns, aber es gibt auch schon sehr viel digitalisiertes Material, was versteckt ist, nicht bewusst versteckt, sondern über proprietäre Zugangswege nicht greifbar.“ Zwar sei die Herangehensweise, wie Objekte in einer Bibliothek, einem Archiv, einem Museum oder in der Denkmalpflege beschrieben werden unterschiedlich, doch gebe es eine Menge gemeinsamer Strukturen wie beispielsweise Normdateien, in denen grundlegende Entitäten beschrieben würden. Dadurch seien Verknüpfungsstrukturen am Ende doch wieder zusammenführbar. „Wir müssen die Klammer zwischen den Objekten und ihren Beschreibungen finden. Das ist der große Anspruch und vielleicht auch der innovative Teil“, erklärte *Reinhard Altenhöner*.

Aufgrund seiner Erfahrungen als Lieferant für Bibliotheken und Archive wies *Rolf Rasche* auf die unterschiedlichen individuellen Standards hin, die schon zwischen den verschiedenen Bibliotheken gegeben und bei Archiven noch einmal ganz anders seien und die viel Abstimmungsarbeit erforderten: „Die Tücke steckt im Detail und das Detail wird richtig teuer.“

Die Finanzierung ist noch nicht bei den Inhalten angekommen

Hauptthema und Hauptproblem beim Aufbau der DDB sei die Finanzierung der Inhalte, betonte *Rolf Griebel*, denn die 2,6 Mio. Euro pro Jahr aus dem Verwaltungsfinanzabkommen mit Bund und Ländern fließen in die Infrastruktur. Dabei wüssten alle Beteiligten, dass für die Content-Erstellung mindestens noch einmal 30 Mio. Euro jährlich erforderlich seien, um etwas aufbauen zu können, das den Namen DDB verdiene. Allein die Kosten für das Segment Inkunabeln bis etwa 1800 beliefen sich auf rund 90 Millionen Euro. Und da sei das 19. Jahrhundert noch nicht mit berücksichtigt. Noch teurer werde es bei den Museen, bei der Wiedergabe von Gemälden beispielsweise. Außerdem sei in diesem Bereich noch

viel Standardisierungs- und Erschließungsarbeit zu leisten. Daher müsse immer wieder auf die finanzielle Dimension, aber auch die fachlichen Schwierigkeiten hingewiesen werden. *Rolf Griebel* hielt es für unwahrscheinlich, dass Bund und Länder bereit oder in der Lage sind, die erforderlichen Mittel in den nächsten 10 Jahren bereitzustellen.

Ob es angesichts der finanziellen Schwierigkeiten nicht kontraproduktiv sei, bei der DDB auf Werbung zu verzichten, wollte *Michael Mönnich* wissen und *Rolf Rasche* schlug vor, Sponsoren wie beispielsweise die Telekom oder die Deutsche Post zu suchen. Nach wie vor gehen die Meinungen darüber auseinander, ob Bibliotheken werbefreie Räume sein sollten oder nicht. Wenn sie es sind, wofür Vieles spreche, müssten auch die digitalen Räume werbefrei sein, erwiderte *Reinhard Altenhöner*. Werbung und Sponsoring oder public private partnership seien unterschiedliche Modelle, die man auch sauber trennen müsse. Der direkte open-access-basierte Zugriff auf Inhalte ohne Werbung, der als Prinzip für die DDB vereinbart ist, schließt für *Altenhöner* nicht aus, Sponsoring-Partner zu suchen und public private partnerships einzugehen. „Die DDB ist in ihrer derzeitigen Organisationsform eine Art Auffahrtsrampe, auf die dann hoffentlich weitere Finanzierungen aufsetzen.“

Open Access mit dahinterliegenden Verwertungsmodellen

Es gibt gute Gründe, dass das Material, das in öffentlichen Einrichtungen vorhanden sei, auch kostenfrei zur Verfügung stehe, erklärte *Reinhard Altenhöner*. Er wies darauf hin, dass die DDB im Kern Nutzerbestände der beteiligten wissenschaftlichen und kulturellen Einrichtungen führen werde. Würden Bestände für die kommerzielle Nutzung zur Verfügung gestellt, etwa durch hochauflösende Vorlagen oder durch Vorlagen an denen Rechte liegen, könnten die Einrichtungen ein Abrechnungsmodell vorlegen. Die DDB verwalte dann dieses Abrechnungsmodell. Das hieße aber nicht, dass solche Objekte nicht in einer normalen Arbeitsumgebung genutzt werden können. Die DDB hat, so *Reinhard Altenhöner*, Kontakte zu LIBREKA, der eBook-Plattform des Buchhandels, aufgenommen, um deren Bestände unter bestimmten Bedingungen in die DDB integrieren zu können. „Wir müssen einen Blick auf die Objekte und Zugriff auf die Metadaten haben, damit wir sie open access anbieten können. Trotzdem können dahinter Verwertungsmodelle stecken.“

Dauerthema Digitalisierung der Bestände

Die geplanten Aktivitäten der DDB leisteten auch einen Beitrag zum Bestandserhalt und zur Sicherung der Information, erklärte *Rolf Griebel*. Digitalisierung bedeute auch Bestandserhaltung bei beschädigten Materialien, die beispielsweise wegen Säureverfall mit konservatorischen Maßnahmen nicht mehr effizient behandelt werden könnten.

Derzeit sind die Digitalisierungsanstrengungen auf viele Institutionen und Zentren verteilt, was dazu führt, dass Langzeitarchivierung und Hosting eine Problematik darstellen, mit der sich die DDB befassen muss. Da bedeutet es eine Bündelung der Kräfte, dass die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz des Bundes und der Länder (GWK) Arbeitsgruppen eingesetzt hat, die eine moderne Informationsinfrastruktur

entwickeln sollen, die auch Lösungen für Langzeitarchivierung und Hosting beinhaltet.

Die Digitalisierung braucht auch weiterhin die Nachbearbeitung durch Spezialisten. So besteht bei der OCR (Spracherkennung, die aus Bildern den textlichen Gehalt maschinell herausliest) noch erheblicher technischer Nachholbedarf, um eine Verbesserung der Beschreibung und Zugänglichkeit zu erreichen. Auch dieses Thema ist bei der DDB angesiedelt.

Einbindung bisher erarbeiteter Portale und Inhalte

„Natürlich gibt es die Idee, existierende Portale und was sie geleistet haben, z. B. VASCODA, zu integrieren“, berichtete *Reinhard Altenhöner*. Es gebe auch Überlegungen, Nationallizenzen zu berücksichtigen. Das sind von der Deutschen Forschungsgemeinschaft erworbene Lizenzen, die es erlauben, deutsche Hochschulen, Forschungseinrichtungen und wissenschaftliche Bibliotheken mit elektronischen Fachinformationen zu versorgen. Doch *Altenhöner* will die DDB nicht als ein reines Portal sehen. Um erfolgreich zu sein, müsse die DDB flankierende Maßnahmen bieten, spezifische Views, die den Partnern zugutekämen.

Auf die Frage von Moderator *Dirk Wissen*, ob die DDB überwiegend deutschsprachiges Material beinhalte, antwortete *Rolf Griebel*: „Es ist das deutsche kulturelle Erbe, das natürlich die Geschichte der Kultur beinhaltet, die international ist.“ Es gehe immer um den urheberrechtsfreien Bestand und da seien auch viele nicht deutschsprachige Sammlungen dabei.

Die Deutsche Digitale Bibliothek richtet sich nach dem Urheberrecht

Bei der Frage nach dem Urheberrecht, seien zwei Segmente deutlich zu unterscheiden, betonte *Rolf Griebel*. Bei den urheberrechtsfreien Büchern liege die kritische Grenze beim Jahr 1900. Die verwaisten Werke seien das große Problem. Es wäre schon hilfreich, die verwaisten Werke der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts digitalisieren zu können, was für einige Disziplinen der Wissenschaftsgeschichte von Bedeutung wäre. Siebenstellig sei die Zahl der verwaisten Werke, bei denen kein Rechte-Inhaber mehr ermittelbar ist und bei denen eine rechtsoffene Situation besteht, weiß *Reinhard Altenhöner*. Im 3. Korb des Urheberrechts sollte diese Problematik gelöst werden. „Die Aussichten sind nach heutigem Kenntnisstand eher schlecht. Das heißt, diese offene, unbefriedigende Situation wird weiter bestehen“.

Das Urheberrecht sei, so die Meinung von *Reinhard Altenhöner*, ein ganz wesentlicher Bestandteil der deutschen Kultur. „Bei allen hochwallenden Diskussionen ist das Urheberrecht ein verlässliches Element für den Autor und für denjenigen, der in die Publikation eines Werkes investiert hat.“ Man könne darüber streiten, ob die Berner Übereinkunft zum Schutz der Literatur und Kunst wirklich zeitgemäß sei, es sei jedoch sinnvoll, an dem Modell Urheberrecht festzuhalten.

DDB – ein weiterer Papiertiger? – Oder eine Chance für einen Sponsor?

Auf die abschließende Frage des Moderators, ob die DDB mit 2,6 Mio. Euro pro Jahr zu stemmen sei, antwortete *Rolf Griebel*: „Ich bin nach wie vor skeptisch, ob Bund und Länder in der Lage und willens sind vor allem, innerhalb des nächsten Jahrzehnts für die Digitalisierung von Content Gelder auszugeben, damit auch ins Ausland ein Eindruck von deutscher Kultur vermittelt werden kann.“ In Frankreich werden für die Digitalisierung in den nächsten Jahren 500 Mio. Euro zur Verfügung gestellt. Davon kann man in Deutschland nur träumen. Hier muss es schon als Leistung angesehen werden, so ein Tenor der Diskussion, dass überhaupt eine Dauerfinanzierung zustande gekommen sei. Dennoch gab sich *Reinhard Altenhöner* optimistisch: „Ich denke, wir werden ein vorzeigbares Ergebnis haben, das zwar viele Wünsche offen

lässt, aber hoffentlich auch Wünsche weckt, vielleicht sogar bei der Politik.“ Wenn es nicht erhebliche finanzielle Mittel für den Content gebe, sei Deutschland im internationalen Vergleich immer weniger konkurrenzfähig. *Michael Mönnich* äußerte die Befürchtung, dass der Name Deutsche Digitale Bibliothek aus finanziellen Gründen nicht das halte, was er verspricht. Er erinnerte auch an die European Digital Library, „die auch so ein bisschen wie ein Papiertiger geendet ist und jetzt Europeana heißt, ob sie ein größerer Tiger wird, weiß ich nicht.“ *Rolf Rasche* zeigte sich aus zweierlei Gründen skeptisch, einmal wegen des kooperativen Ansatzes und zum anderen wegen des Budgets. Erschwerend komme hinzu, dass es in Deutschland in dieser Angelegenheit eine zentrale Hoheit des Bundes und Länderhoheiten gebe und die daraus resultierenden Abstimmungsprozesse das Problem potenzieren. Wenn überhaupt eine Chance für die DDB bestehe, dann nur mit einem großen Sponsor.



Prof. Dr. Michael Mönnich

4 Bibliotheken und Verlage: Miteinander den Umbruch von Print zu Digital bewältigen

„Bibliotheken und Fachverlage im Umbruch – von Print zu Digital“ stand am Donnerstagnachmittag, dem 7. Oktober, als Thema über der „Bibliothek im Foyer“. Unter der fachkundigen Moderation von Tom Becker von der Stadtbibliothek Mannheim diskutierten Dr. Sven Fund, Geschäftsführer des de Gruyter Verlags, Berlin, Susanne Göttker von der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf und Dr. Frank Simon-Ritz, Direktor Universitätsbibliothek der Bauhaus-Universität Weimar darüber, was Bibliotheken und Verlage gemeinsam tun können, um in der digitalen Zukunft zu bestehen. Die intensive Diskussion zeigte, dass es viele Ansätze für ein Miteinander gibt, aber auch, dass die ideologischen Gräben noch nicht ganz zugeschüttet sind. Es wurde mehrfach auf die Gefahr hingewiesen, dass diese wieder aufbrechen könnten, was letztendlich niemandem nutze.

Die Stadtbibliothek Mannheim muss, um ihr virtuelles Angebot ausbauen zu können, Fachzeitschriften im Printbereich abbestellen. „Freut das die Verlage?“, fragte Moderator Tom Becker gleich zu Anfang nicht ohne Schärfe. „Wir haben uns bei de Gruyter nie als Papierverkäufer verstanden“, antwortete Sven Fund. Daher sei es egal, in welcher Form die Inhalte, in deren Aufbereitung und Verwaltung der Verlag investiert habe, gekauft werden. „Es ist uns aber schon wichtig, dass unsere Inhalte gekauft werden“, betonte er.

Mehrwertsteuersätze bestimmen den Erwerb

In den wissenschaftlichen Bibliotheken geht der Trend längst zu digitalen Produkten. „Wichtige wissenschaftliche Literatur wollen Wissenschaftler und Studenten am Arbeitsplatz auf dem Bildschirm haben“, stellte Frank Simon-Ritz fest. Dennoch gibt in manchen Fällen der Bibliotheksetat den Ausschlag, dass Printausgaben angeschafft werden. Susanne Göttker: „Manchmal müssen wir uns für print entscheiden, weil bei einer Zeitschrift, die 3.000 Euro kostet, 19 % Mehrwertsteuer für digital ganz anders zu Buche schlagen als 7% für print.“ Sie richtete an die Verlage die Frage, ob online nicht für 90% des Printpreises verkauft werden könnte, dann



Tom Becker



Susanne Göttker

Dr. Sven Fund



Dr. Frank Simon-Ritz

wären für die Bibliotheken die online- und Printpreise nahezu gleich. Zumindest bei einem Verlag rannte sie damit offene Türen ein, denn, wie Sven Fund bekundete, würden bei de Gruyter seit 2008 eBooks zum gleichen Bruttopreis angeboten wie Printausgaben. Seit der Buchmesse gebe es auch Kombipakete, die print und online nicht zum addier-

ten Preis beider Produkte, sondern zu 150 % davon anbieten würden. *Frank Simon-Ritz* wies auf einen Aspekt hin, der speziell kleineren wissenschaftlichen Bibliotheken Probleme bereitet. Seiner Meinung nach kommen von den Verlagen e-only Angebote noch zu zögerlich. „Im Bereich der wissenschaftlichen Zeitschriften fällt es mir zunehmend schwer, zu akzeptieren, dass die Preiskalkulation immer noch darauf basiert, dass man ein bestimmtes Set von print-holdings hat, zu dem man dann elektronische Pakete dazu kaufen kann. Wissenschaftliche Zeitschriften in der Printversion interessierten, zumindest an seiner Universität, niemanden mehr. Bei eBooks hat der Direktor der Universitätsbibliothek der Bauhaus-Universität Weimar die Sorge, dass die Bibliotheken ins Hintertreffen geraten könnten. Speziell bei den Nachschlagewerken und Lehrbüchern gebe es von den Verlagen zu wenig Angebote. Den Bibliotheken sei es durchaus bewusst, dass sie nicht 20 Exemplare der Lehrbuchstaffel durch eine elektronische Version ersetzen könnten, die dann die Studenten auch noch beliebig herunterladen und ausdrucken würden. Direkt an Sven Fund gewandt wollte er wissen, ob Bibliotheken als Kunden überhaupt noch interessant seien oder ob sich die Verlage nur noch direkt an die Endnutzer wenden wollten. „Alle wissenschaftlichen Verlage, die ich kenne, gründen ihr Geschäft im Wesentlichen auf Bibliotheken“, erwiderte *Sven Fund*. In der Zusammenarbeit mit Bibliotheken orientierten sich die Verlage auch an deren Bedürfnissen, was aber nicht ausschließe, dass eine Endkunden-Schiene bei elektronischen Produkten aufgebaut werde.

Lehrbücher machen Probleme

Susanne Göttker kritisierte, das gerade bei Lehrbüchern, die prädestiniert wären für den elektronischen Gebrauch, die Bedürfnisse der Bibliotheken noch nicht angemessen berücksichtigt und die Angebote für viele Bibliotheken zu teuer seien: „Ich finde, dass das Digital Rights Management teilweise nicht zeitgemäß ist und für Studenten nicht praktikabel.“ Im Standard-Verlagsangebot für Online-Produkte von de Gruyter sind Lehrbücher nicht enthalten. Dies sei übrigens ein Wunsch der Bibliotheken gewesen, wie *Sven Fund* mitteilte. Zur Preisgestaltung führte der Geschäftsführer des de Gruyter Verlages aus, online-Lehrbücher, die im Rahmen eines thematischen Gesamtpaketes gekauft würden, würden zum fünffachen Preis der print-Ausgaben angeboten, ein einzeln bezogenes online-Lehrbuch zum zehnfachen Preis. „Wie die meisten großen Anbieter verzichten wir auf DRM, weil wir den Zugang zu den neu erworbenen Büchern nicht durch technische Lösungen noch komplizierter machen wollen, als er jetzt schon ist.“ Selbstverständlich seien die erworbenen elektronischen Dokumente druckbar, speicherbar etc. *Sven Fund* sprach sich für eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen Bibliotheken und Verlagen aus verbunden mit dem Wunsch, dass die ideologisierte Diskussion, wer wem bei digitalen Produkten was aufdränge und wer welchen Preis verlangen, ad acta gelegt werde.

Junger Professor präsentiert rein elektronische Titelliste

Bei dem Stichwort Pakete wies *Frank Simon-Ritz* noch einmal grundsätzlich darauf hin, dass der Markt insbesondere für

kleine Universitätsbibliotheken nach wie vor nur sehr schwer durchdringbar sei. *Susanne Göttker* erklärte, bei größeren Bibliotheken stelle sich die Situation anders dar, da hänge es stark von Nutzergruppen ab, was notwendig und sinnvoll sei. In der Medizin oder den Wirtschaftswissenschaften lohnten sich tatsächlich Paketangebote, in anderen Fachgebieten nicht. „Wir haben es jetzt in diesem Semester zum ersten Mal erlebt, dass junge Professoren eine komplett elektronische Titelliste vorlegten. Es war auch das erste Mal, dass Professoren sich so klar geäußert haben.“

Frank Simon-Ritz berichtete, in den Bereichen Medieninformatik, Medienmanagement werde mittlerweile ausschließlich mit elektronischen Inhalten gearbeitet, nicht zuletzt wegen der neuen Generation von Lesegeräten wie iPad, Sony, und Kindle. Diese Geräte veränderten die Art und Weise des Studierens massiv. „Bibliotheken und Verlage müssen aufpassen, dass sie damit Schritt halten“, betonte der Bibliothekar aus Weimar.

Lesegeräte sind für die Bibliothek kein Thema

Ob Bibliotheken in Zukunft auf die veränderten Studiergewohnheiten reagieren und elektronische Titel, vielleicht sogar auch Präsentations- und Lesegeräte zur Verfügung stellen sollte, blieb in der Diskussion strittig. Nicht zuletzt deswegen, weil die Geschwindigkeit, mit der solche technischen Neuerungen angenommen werden, von Disziplin zu Disziplin, aber offenbar auch regional unterschiedlich ist. Während in Weimar mit Drittmitteln ein Masterstudiengang komplett mit solchen Geräten ausgestattet wurde, mit sehr guten Erfahrungen, ist in Düsseldorf die Frage nach elektronischen Trägermedien zu 99,9 % nicht aufgekommen. Die Verlage experimentieren mit den neuen Trägermedien und Vertriebsmodellen. De Gruyter versucht mit zehn iPad-Applikationen das Nutzerfeedback zu eruieren. „Wir haben positive Erfahrungen mit dem Pschyrembel auf dem iPhone und iPad gemacht“, berichtete *Sven Fund*. Für ihn könnten die Verlage mit solchen Applikationen zeigen, dass sie die Inhalte zu vernünftigen Preisen anbieten und aktuell halten.

Buchhandel als Diskussionspartner einbeziehen

Auf das Fehlen des Buchhandels in der Diskussionsrunde, machte *Susanne Göttker* aufmerksam: „Natürlich haben Verlage und Bibliotheken das Handelsgut gemeinsam. Aber dazwischen steht der Buchhandel, der mit in die Diskussionen einbezogen werden sollte.“ Die Stellenstreichungen in den Bibliotheken in den 1980er Jahren konnten, so die Düsseldorfer Bibliothekarin, nur dadurch aufgefangen werden, dass der Handel Vieles an Service übernommen habe.

Als ernstzunehmendes Signal schätzte *Frank Simon-Ritz* die zunehmenden verlegerischen Aktivitäten der Universitäten ein, die auf der Buchmesse in der Mitte der Halle 4.2 eine ziemlich lange und interessante Ausstellungstrecke belegten. Ob sie eine Konkurrenz zu den Verlagen darstellten, wollte der Moderator wissen. „Ich bin nicht der Meinung, dass Universitäten die besseren Verleger sind. Es ist nicht so, dass jeder alles kann“, begründete *Sven Fund* seine Überzeugung, dass den Verlagen von Seiten der Universitäten keine Gefahr drohe, auch nicht im Bereich open access. Unterstützung erhielt er von *Susanne Göttker*: „Solange wissenschaftliche

Veröffentlichungen karrierefördernd sind, solange muss wissenschaftlich anerkannt publiziert werden und dafür ist peer reviewing notwendig.“

Geschäftsmodelle bei eBooks

Während *Frank Simon-Ritz* kritisierte, dass die Verlage bei den eBooks nicht versuchten, Neues über das eigene Modell hinaus zu entwickeln, betonte *Sven Fund*, dass die Verlage einerseits Bewährtes 1:1 übernehmen und andererseits durchaus völlig neue Modelle entwickelten. „Wir sind jederzeit offen für plausible Vorschläge, wir werden aber nicht ins Blaue hinein neue Modelle entwickeln.“ Um die unterschiedlichen Nutzerpräferenzen systematisch zu erfassen und bei den Verlagsangeboten zu berücksichtigen, hat de Gruyter vor zwei Jahren ein Library Advisory Board ins Leben gerufen, das sich viermal pro Jahr trifft. „Wir hatten hier auf der Buchmesse ein Treffen zum Thema e-Service für Bibliotheken“, berichtete *Sven Fund*. Das Kombiangebot von print und online sei ein Resultat der Zusammenarbeit mit dem Beratergremium, aber es sollte nicht 200%, also den addierten Preis der Produkte kosten. Systematisch würden Märkte in den USA und Europa untersucht und Produktentwicklungen vorher auf Akzeptanz getestet.

Dass Geschäftsmodelle und Preismodelle natürlich auch die technische Entwicklung reflektieren, stellte *Susanne Göttker* fest: „Die Entwicklung ging vom print Book zum eBook und jetzt werden eBooks zu Datenbanken weiterentwickelt, das heißt sie erfahren noch einmal eine Aufwertung.“ Aber in der Übergangszeit seien akzeptable Geschäftsmodelle gefragt. „Wie könnten Geschäftsmodelle aussehen, die Schnelligkeit und Aktualität sowie das, was Verlage an Qualität, Organisation und Innovation reinstecken, mit berücksichtigen und dennoch für Bibliotheken bezahlbar sind“, wollte Moderator *Tom Becker* wissen. De Gruyter habe Anfang dieses Jahres versucht, die unterschiedlichen Geschäftsmodelle für seine 40 Datenbanken auf zwei Geschäftsmodelle umzustellen, eine Kauf- und eine Mietoption, führte *Sven Fund* aus. Dabei sei die Frage aufgetaucht, was mit updates passiere. Bei der Datenbank „Nietzsche“ sei man davon ausgegangen, dass jährlich 5% neuer Inhalte dazukämen. Das Preismodell sieht nun folgendermaßen aus: Nietzsche online hat einen Basispreis und die jährlichen updates kosten 5%. Wer die Datenbank nach 5 Jahren kaufe, bezahle den Basispreis plus 5 mal 5%. „Wir denken, das ist ein einfaches und transparentes Geschäftsmodell, das jeder nachvollziehen kann.“

Die Kompetenz der Bibliotheken darstellen

Wissenschaftliche Bibliotheken müssen stärker als Orte der Informationsvermittlung wahrgenommen werden, darüber waren sich die Teilnehmer einig. *Frank Simon-Ritz* hat in Weimar den Vorteil, schon lange an der kleinen Hochschule tätig zu sein und auf einer guten Kooperation mit einer ganzen Reihe von Professoren aufbauen zu können. „In diesem Wintersemester lehren zwei Professoren aus dem Bereich Mediengestaltung über das Thema Zukunft des Buches und nehmen den Chef der Bibliothek mit in das Projekt“, berichtete er. Eine so gute Kooperation ist jedoch nicht überall gegeben. Auf eine Schwierigkeit, die die Mittelbereitstellung

für Bibliotheken betrifft, wies *Susanne Göttker* hin: „Wir beantragen enorm viel Geld und dann stehen ein paar neue Bücher im Regal, der Rest des Geldes geht in elektronische Angebote, denn die kommen nicht aus der Steckdose. Da stecken viel Manpower und enorm viel finanzielle Mittel drin.“ Dies jedoch würden weder die Bibliotheksbenutzer noch die Geldgeber erkennen. „Da müssen wir noch sehr viel mehr tun, um den Entscheidern nahezubringen, wie viel mehr Nutzen die elektronischen Materialien bieten.“

Die Kompetenz der Verlage deutlich machen

Die Verlage sollten sich nicht auch noch die Probleme der Bibliotheken bezüglich Finanzierung zu eigen machen, gab *Sven Fund* zu bedenken: Aber grundsätzlich sei es wichtig und sicherlich auch für die Bibliotheken hilfreich, wenn die Verlage den Wert des verlegerischen Tuns deutlich machten und klarstellten, dass auch open access Geld koste.

Für *Frank Simon-Ritz* bedeutet Kooperation die Besinnung darauf, dass Verlage und Bibliotheken Informationen bereitstellen und dass gegenüber neuen Herausforderungen gemeinsam neue Modelle entwickelt werden müssen. Dabei sieht er nach wie vor zwischen Bibliotheken und Verlagen mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes. Diesem Satz konnte *Sven Fund* nur zustimmen. Er wünsche sich die Existenz eines Instituts, das sich systematisch den interessanten Schnittpunkt zwischen Handel, Bibliotheken und Verlagen anschauet. *Susanne Göttker* äußerte die Befürchtung, Verhältnisse wie in den Hochzeiten der Zeitschriftenkrise Mitte bis Ende der 1990er Jahre könnten einkehren, als man nicht mehr miteinander, sondern nur noch gegeneinander redete. Sie verwies auf das Forum Fachinformation, das versuche, „alle Player an einen Tisch zu bekommen, um miteinander die Probleme zu bewältigen, vielleicht nicht immer zu lösen, aber doch immerhin ein Miteinander zu fördern“. Nur so gelänge es, auch weiterhin alle Krisen zu überwinden.

5 Open Access und Urheberrecht Thema voller Sprengstoff

Spannungsgeladen war die Abschlussveranstaltung von „Bibliothek im Foyer“ am Freitagnachmittag, dem 8. Oktober. Sie vereinte die Themen der Vormittagsveranstaltung, die wegen Erkrankung zweier Teilnehmer abgesagt werden musste, und der Nachmittagsveranstaltung. „Urheberrecht: brauchen wir Veränderungen? Standpunkt von Verlagen und Bibliotheken zu Open Access und Urheberrecht. Führt eine Änderung des Urheberrechts zur Entlastung der Bibliotheksetats?“ und „Open Access und Urheberrecht: Golden Road, Green Road, Embargofrist: Wie kann eine sinnvolle Lösung aussehen?“ gehörten nach Meinung des Moderators Dr. Rafael Ball, Direktor der Universitätsbibliothek Regensburg, ohnehin zusammen. Gewohnt offensiv leitete er die Diskussionsrunde mit Angelika Lex, Vice President Academic and Government Relations Deutschland, Österreich und Schweiz für Elsevier, Dr. jur. Harald Müller, Bibliotheksdirektor Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, und Dr. phil. Christian Sprang, Justitiar des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Die teilweise vehement geführte Diskussion enthüllte die Gräben zwischen Bibliotheken und Verlagen, die nach wie vor vorhanden sind, die aber im Sinne einer gesamtgesellschaftlich verantwortungsvollen Lösung der verlässlichen Informationsbereitstellung und Informationsarchivierung gemeinsam gelöst werden müssen.



Angelika Lex



Dr. Rafael Ball



Dr. Harald Müller



Dr. Christian Sprang

Zeitschriftenkrise oder Budgetkrise?

Moderator Rafael Ball eröffnete die Diskussion mit der Frage an Angelika Lex, ob die Zeitschriftenkrise überwunden sei oder nicht. „Ich denke, wir haben zwei große Veränderungsprozesse durchlaufen und durchlaufen sie noch“ antwortete Angelika Lex. Der eine sei der Übergang von print zu electronic, der in manchen Bereichen schon vollzogen sei, während andere Bereiche sich noch in dieser Übergangsphase befänden. Für die Verlage bestehe daher eine Situation, die der Moderator möglicherweise mit Zeitschriftenkrise bezeichne. „Wie bei jeder Übergangsphase müssen wir von A nach B

kommen“, erläuterte die Vertreterin des Elsevier Verlags. Da spielten so unterschiedliche Dinge wie Nutzerverhalten, Budgetierungen und Infrastruktur eine Rolle. Ihrer Meinung nach ist die zentrale Frage eine Budgetfrage mit der sich die Verlage auseinandersetzen, indem sie unterschiedliche Modelle entwickelten, je nach Situation der Bibliotheken.

„Ich sehe, Sie sagen nicht, die Zeitschriftenkrise ist zu Ende“, kommentierte der Moderator die Antwort und fügte zwei Statements hinzu, „um ins Gespräch zu kommen“: 1. Die Bibliotheken können sich sowohl die Print- als auch die elektronischen Zeitschriften nicht mehr leisten und 2. im Zeitalter der digitalen Wissenschaftskommunikation wird die Mehr-

wertschaffung der Verlage zunehmend in Frage gestellt. Von Harald Müller wollte Moderator Rafael Ball wissen, ob „Open Access eine Alternative zu der Zeitschriftenkrise sei oder nur eine neue Logik der Marktwirtschaft, die die Budgets weder entlastet, noch den Wissenschaftlern mehr Informationen auf ihren Schreibtisch bringt“.

Open Access: die Anwendung ist heftig umstritten

Als Vertreter der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen, einem losen Zusammenschluss von großen Wissenschaftseinrichtungen Deutschlands wie z. B. Fraunhofer Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren, Max Planck Gesellschaft, Wissenschaftsrat, Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und Hochschulrektorenkonferenz, vertrat *Harald Müller* die gemeinsame Position zu Open Access. Open Access werde im Zeitalter des Internets, im Zeitalter der digitalen Medien von den Wissenschaftlern als die Möglichkeit gesehen, Wissen besser zu verbreiten und wissenschaftliche Ergebnisse weltweit besser zugänglich zu machen. Insofern könne Open Access auch dazu beitragen, die Zeitschriftenkrise, die in Bibliotheken, Forschungseinrichtungen und wissenschaftlich tätigen Organisationen in Deutschland spürbar sei, zu überwinden. Der barriere- und kostenfreie Zugang zu wissenschaftlichen Informationen habe zunächst nichts mit ökonomischen Kriterien zu tun. „Seriöse Untersuchungen, die auch auf den wirtschaftlichen Effekt von Open Access eingehen, kommen zu dem Ergebnis, dass zwar der Output größer sei, d.h. man kann eine größere Klientenschar erreichen, aber die Kosten ungefähr gleich bleiben wie im Zeitalter der gedruckten Zeitschriften“, berichtete *Harald Müller*.

„Herr Sprang, Sie haben den Ball gleich fliegen sehen und aufgenommen. Open Access ist kein ökonomisches Thema, sondern offensichtlich ein rechtliches Thema“, leitete der Moderator seine nächste Frage an Christian Sprang ein: „Warum sollte der Autor das Nutzungsrecht grundsätzlich an den Verlag soweit abgeben, dass er nicht mehr die Möglichkeit hat, seine Ergebnisse in den verschiedensten Formen z.B. über Repositorien im Rahmen von Open Access zur Verfügung zu stellen?“

URLs zur Diskussion

Positionspapier der Allianz der Deutschen Wissenschaftsorganisationen „Neuregelung des Urheberrechts: Anliegen und Desiderate für einen dritten Korb“

http://www.allianz-initiative.de/fileadmin/user_upload/Allianz_Desiderate_UrhG.pdf

Kommentar des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels zur Stellungnahme der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen „Neuregelung des Urheberrechts: Anliegen und Desiderate für einen dritten Korb“

http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Allianz-Stellungnahme_mit_Anmerkungen_BoeV_29_9_2010.pdf

„Wenn man den Grundgedanken akzeptiert, dass ein Wissenschaftler als Ausdruck seiner Wissenschaftsfreiheit auch darüber entscheiden kann, wie und wo er seine Ergebnisse veröffentlichen will, dann kann der Autor frei überlegen, publiziere ich Open Access, Open Access mit einem Verlag, Open Access mit meiner Universität oder gehe ich zu einem Verlag und nehme ein Subskriptionsmodell in Anspruch“, erwiderte *Christian Sprang*. Bei letzterem müsse der Autor nicht wie beim Golden Open Access dafür bezahlen, dass sein Werk der Qualitätskontrolle unterworfen und veredelt werde. In diesem Fall übernimmt der Verlag das unternehmerische Risiko und erhält vom Autor das Urheberrecht übertragen. Ehrlicher Weise müsse man sagen, dass Open Access weder etwas mit dem Urheberrecht, noch mit höherer Effizienz zu tun habe, wandte *Christian Sprang* ein. Probleme sieht der Vertreter des Börsenvereins des deutschen Buchhandels mit Green Open Access, wie ihn die Allianz fordert. (siehe dazu auch den Kastentext „Golden Road und Green Road“ auf S.xx) Dort wolle man sich „die von den Verlagen aufgebrachten Investitionen in eine Subskriptionsveröffentlichung ohne Entschädigung aneignen und die Inhalte in einer Zweitveröffentlichung zugänglich machen“.

Wo im Publikationsprozess Mehrwert entsteht

Moderator *Rafael Ball* griff den Gedanken der Mehrwerterschöpfung durch die Verlage auf: „Frau Lex, worin besteht denn heute noch der Mehrwert, den ein Verlag für eine Veröffentlichung schafft, wenn der Großteil dessen, was von der Druckvorstufe bis zur digitalen Publikation erfolgt, auch vom semiprofessionellen Wissenschaftler oder gar von Bibliotheken geleistet werden kann?“

„Der Mehrwert, den Verlage dem ganzen Publikationsprozess zugeben, findet auf unterschiedliche Weise statt“, erklärte *Angelika Lex*. Das beginne schon beim Einreichungsprozess, denn eine gute Zeitschrift weise bis zu 95% der eingereichten Artikel ab. Da Qualitätssicherung für den Verlag eine Kernaufgabe sei, würden die review-Prozesse aufwändig gemanagt. Immerhin seien es hunderttausende von Artikeln, die pro Jahr eingereicht würden und unterschiedliche qualitätsgesicherte Prozesse durchliefen. Auch hätten sich die Anforderungen an review-Prozesse geändert, sie müssten so zeitnah wie möglich erfolgen, denn die Wissenschaft entwickelte sich immer schneller. Die Arbeit von Editorial Board, Redakteuren und Grafikern sei ebenfalls in den Publikationsprozess eingebunden. All das erfordere von Verlagsseite erhebliche finanzielle Mittel und sei Bestandteil der Mehrwertschaffung. „Zusätzlich muss man auch sehen, dass die Digitalisierung von kommerziellen Verlagen vorangetrieben wurde, wofür Beträge im dreistelligen Millionenbereich innerhalb weniger Jahre investiert wurden“, erinnerte die Elsevier-Vertreterin.

Wie sehen Geschäftsmodelle in Zukunft aus?

„Die beiden Geschäftskollegen beschreiben veraltete Geschäftsmodelle, die ins vorige Jahrhundert gehören“, erwiderte *Harald Müller*. Die Bibliotheken und die Forschungseinrichtungen aus den Universitäten würden der kommerziellen Welt zeigen, wo die Zukunft liegt. Es sei eigentlich im Interesse der Verlage, diese Zeichen der Zeit zu erkennen und von den veralteten Geschäftsmodellen abzurücken. Diese

Bayerische Staatsbibliothek (Hg.)
Die Wunder der Schöpfung
The Wonders of Creation

Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek aus dem islamischen Kulturkreis

Ausstellung und Redaktion: Helga Rebhan

2010. 240 Seiten, 113 Abb., gb
ISBN 978-3-447-06197-1
€ 39,80 (D) / sFr 69,-



Als eine der weltweit bedeutendsten Universalbibliotheken hat die Bayerische Staatsbibliothek seit über 450 Jahren eine Sammlung von 16.700 orientalischen Handschriften aufgebaut, in der sich 4000 Manuskripte aus dem islamischen Kulturkreis befinden. Von besonderer Relevanz sind die Ankäufe der Bibliotheken Johann Albrecht Widmanstetters 1558 und Étienne Quatremères 1858, aber auch die Erwerbungen der letzten 40 Jahre.

1910 veranstaltete die Bayerische Staatsbibliothek parallel zu der umfangreichen Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst die erste große und umfassende Schau ihrer islamischen Handschriften mit 262 Exponaten.

Zum 100-jährigen Jubiläum dieser Präsentation stellte die Bibliothek im Fürstensaal noch einmal diejenigen Objekte aus, die 1910 gezeigt wurden, während sie in ihrer Schatzkammer herausragende Neuerwerbungen aus den letzten 100 Jahren zeigte.

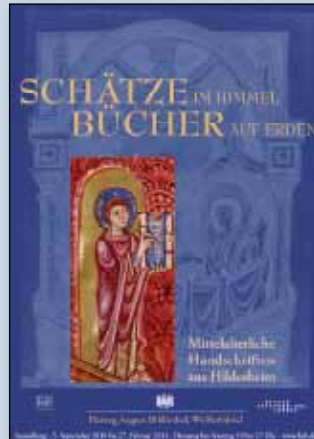
Monika E. Müller (Hg.)
Schätze im Himmel –
Bücher auf Erden

Mittelalterliche Handschriften
aus Hildesheim

Ausstellungskataloge

der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 93

2010. 472 Seiten, 280 meist farbige Abb., gb
ISBN 978-3-447-06381-4
€ 49,80 (D) / sFr 86,-



Im Jahre 1010 legte Bischof Bernward von Hildesheim den Grundstein für die Errichtung der Michaeliskirche, einer der bedeutendsten Kirchenbauten des Frühmittelalters. Das zugehörige Kloster stattete er reich mit Gütern und überaus wertvollen Büchern für Liturgie und Gebet aus. Bernwards persönlichen Psalter konnte die Herzog August Bibliothek im Jahre 2007 erwerben. Dies und das tausendjährige Jubiläum der Hildesheimer Michaeliskirche geben den Anlass für die Ausstellung „Schätze im Himmel – Bücher auf Erden. Mittelalterliche Handschriften aus Hildesheim“. Die Bandbreite der vorgestellten Handschriften aus der mittelalterlichen Dombibliothek St. Michael reicht von der Gründungsphase bis zur Blüte der Buchproduktion und zum Beitritt des Michaelisklosters zur Reformbewegung der Bursfelder Kongregation im 15. Jahrhundert.

Die Ausstellung ist vom 5.09.2010 bis zum 27.02.2011 in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel zu sehen.

Holger Zaunstock (Hg.)
Gebaute Utopien

Franckes Schulstadt in der
Geschichte europäischer Stadtentwürfe

Kataloge der Franckeschen Stiftungen 25

2010. 264 Seiten, 207 Abb., br
ISBN 978-3-447-06336-4
€ 24,- (D) / sFr 42,-



Ideale Stadtvorstellungen prägten die Architektur der Frühen Neuzeit maßgeblich. Manche Ideen zur Verbesserung des städtischen Lebens, die auch in Utopien entworfen worden sind, blieben Konzept, manche wurden verwirklicht. Im Jahr 1698 legte der Theologe August Hermann Francke vor den Toren der Stadt Halle den Grundstein für eine Schulstadt, die auf den Vorstellungen der pietistischen Gesellschaftsreform basierte. Das Bauensemble umfasste bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Waisenhaus von schlossartiger Dimension, mehrere Schulen, eine Bibliothek, eine Druckerei, ein Krankenhaus sowie Wirtschafts- und Funktionsgebäude. Der Katalog beschreibt die Wechselwirkung zwischen Architektur, Gesellschaft und alltäglichem Leben bis in die heutige Zeit hinein.

Götzen, Götter und Idole

Frühe Menschenbilder
aus 10 Jahrtausenden

Redaktion: Max Kunze, Cecilie Prinz,
Grudrun Walinda

Kataloge des Winckelmann-Museums

2010. 188 Seiten, 83 Abb., br
ISBN 978-3-447-06400-2
€ 38,- (D) / sFr 66,-



Idole - abstrakte menschenähnliche, überwiegend kleine Figuren - kann man meist nicht näher benennen. Sie können aus Stein, Bronze, Elfenbein, Ton oder Holz geformt sein und waren für den Kult oder auch als Weih- oder Grabbeigaben bestimmt.

Noch Jahrhunderte nach der Reformation wurden im Christentum Idole mit Götzen gleichgesetzt, meist negativ und inhaltlich mit antiken Götterbildern gleichgesetzt. Widersprüchliches fand in der Reformationszeit statt. Bilderstürmer entfernten nicht nur heidnische Götzen sondern auch christliche Bildwerke.

Mit Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (1764) begannen Versuche, die Anfänge der Kunst wissenschaftlich zu untersuchen. Obgleich die Idole als frühe Menschenbilder schnell Eingang in die Forschung fanden, blieb die künstlerische Wertschätzung aus. Ihre mögliche Funktion wird am Beispiel der Kykladenidole plausibel in Ausstellung und Katalog behandelt.

(Auslieferung für Verlag Franz Philipp Rutzen)

HARRASSOWITZ VERLAG • WIESBADEN

www.harrassowitz-verlag.de • verlag@harrassowitz.de

Orient • Slavistik • Osteuropa • Bibliothek • Buch • Kultur

Modelle seien zu teuer und beschränkten den Zugang zu wissenschaftlichen Informationen. Das sei nicht im Interesse der Wissenschaft und der Autoren, deswegen müssten die kommerziellen Strukturen geändert werden. „Es gibt Modelle, wie z. B. die Golden Road, die bei gleichem Einsatz von Geldmitteln eine größere Leserreichweite erzielen“, gab *Harald Müller* zu bedenken.

An die Adresse von *Angelika Lex* gerichtet wollte der Moderator wissen, wie ihrer Meinung nach die Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens aussehe. „Gibt es konkrete, zukunftsfähige Modelle bei Elsevier, die über das, was wir kennen, hinausgehen?“

„Ich denke, dass wir teilweise schon in dieser Zukunft sind“, entgegnete *Angelika Lex*. Als kommerzieller Verlag arbeite Elsevier nicht nur mit Subskriptionsmodellen, sondern mit verschiedenen Geschäftsmodellen. „Da darf ich sicherlich auch für andere Verlage sprechen, denn es wurde sehr viel an neuen Modellen entwickelt“, hob sie hervor. Inzwischen könne ein Autor bei Elsevier zwischen unterschiedlichen Publikationsmöglichkeiten wählen, dem Herstellungsmodell über Subskription, einer Hybrid-Lösung über Sponsoring, dem grünen Weg oder dem goldenen Weg. „Wir haben neben peer review eine ganze Palette von Möglichkeiten und sind offen, auch in dieser Richtung weiter zu arbeiten“, stellte *Angelika Lex* fest: „Für uns als Verlag sind sowohl hohe Qualität als auch Nachhaltigkeit unabdingbar.“ Mit Sicherheit existierten in Zukunft verschiedene Lösungen nebeneinander.

Ist das Urheberrecht zeitgemäß oder nicht?

Danach leitete Moderator *Rafael Ball* auf das Thema Urheberrecht über: „Die Bibliotheken würden gerne die Zukunft der wissenschaftlichen Publikation gestalten, und zwar gerne digitaler als wir das zurzeit tun können. Es hindert uns einzig und allein das Urheberrecht daran, die Dinge zu digitalisieren, die wir für viel Geld gekauft haben.“ Er verwies auf das Gerichtsverfahren zwischen dem Ulmer Verlag und der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, das aktuell in eine neue Runde gegangen sei und fragte provokativ: „Das Urheberrecht behindert uns und die Verlage vertreten durch den Börsenverein sind der Bremsklotz am Fortschritt des Wissensstandorts Deutschland. Herr Sprang, wie fühlen Sie sich bei dieser These?“

„Grundsätzlich nicht angesprochen“, gab *Christian Sprang* zurück: „Ich stelle fest, dass wir in der Kommunikation ein Problem haben, dass wir uns schon über die Sachverhalte nicht einig sind.“ Zum Fall Darmstadt, Universitäts- und Landesbibliothek gegen den Ulmer Verlag, erklärte *Christian Sprang*, der Verlag habe ein wirkungsvoll digitalisiertes und mit allen Möglichkeiten der digitalen Erschließung ausgestattetes elektronisches Lehrbuch angeboten. Gemäß dem Geschäftsmodell konnten die Bibliotheken das e-Lehrbuch ein Jahr lang kostenlos im Campus nutzen, im zweiten Jahr wurde dann ein Preis festgesetzt, der sich nach der Anzahl der Zugriffe richtete. Während hunderte von Bibliotheken dieses Angebot als attraktiv empfunden hätten, habe es die Darmstädter Bibliothek vorgezogen, das gedruckte Lehrbuch zu digitalisieren, und es den Studenten als pdf zur Verfügung zu stellen. Hier hätten Verlag und Autor die Möglichkeiten der digitalen Technologie optimal zu einem innovativen eBook genutzt, während die Bibliothek durch einen bloßen Scan

Golden Road und Green Road

Definition und Gedanken zum Thema von Prof. Dr. Gabriele Beger, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

„Werden Veröffentlichungen bei Open-Access-Verlagen publiziert und die Publikationskosten vorab von den Autoren oder einer Institution entrichtet, so handelt es sich um den so genannten „Golden Road“ bzw. „Goldenen Weg“. Der Goldene Weg ist auch dadurch gekennzeichnet, dass parallel zur Open-Access-Ausgabe die Publikation meist auch als Druckwerk gegen Kaufpreis angeboten wird. Der so genannte „Grüne Weg“ ist hingegen dadurch gekennzeichnet, dass bereits publizierte Monographien und vor allem Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften auf einem Open-Access-Server von Hochschulen und Forschungseinrichtungen gespeichert werden. Die an manchen Orten geführte Diskussion, ob grüner oder goldener Weg der Open-Access-Bewegung besser entspricht, ist kontraproduktiv, da beide Wege notwendig sind und sich sogar sinnvoll ergänzen. So unterschiedlich das Publikationsverhalten der Wissenschaftler, auch im Hinblick auf die natur- und geisteswissenschaftlichen Fächer, so unterschiedlich müssen die Wege zu Open Access gestaltet sein. Beide Wege müssen vielmehr dem Bedarf nach freier Verfügbarkeit wissenschaftlich generierter Inhalte entsprechen, die Voraussetzung für effektive und effiziente Forschung ist.“

Link: <http://edoc.hu-berlin.de/oa/articles/lerc5hs1H-Zyuo/PDF/24JroDr4t8ce6.pdf>
übernommen aus der Erstveröffentlichung in *ZfBB* 54 (2007) 4-5, S.174-176.

der Printausgabe „den Markt für den Verlag verstopft“ habe. „Der Endnutzer entscheidet, ob er lieber ein einfaches pdf oder ein hochqualitatives Verlagsprodukt in Anspruch nehmen will“, entgegnete *Harald Müller*. Die Verlage hätten sich an den Wünschen ihrer Kunden zu orientieren und nicht die Regeln zu bestimmen, nach denen die Kunden versorgt werden. Die Verlage im Wissenschaftsbereich nutzten ihre Monopolstellung sowohl gegenüber den Bibliotheken wie auch gegenüber den Autoren aus. „Die Allianz der Wissenschaft fordert deswegen und das ist eine Meinung, die sich in vielen hundert Köpfen festgesetzt hat, dass sich das Urheberrecht im Sinne der wissenschaftlichen Autoren dahingehend ändern muss, dass es den wissenschaftlichen Autoren und Autorinnen eine stärkere Position gegenüber den Verlagen einräumt“, erläuterte er. Dem widersprach *Christian Sprang* heftig: „Komischerweise sind die 25.000 im Deutschen Hochschulverband organisierten Professoren und wissenschaftlichen Autoren der Meinung, dass die Vorschläge der Allianz den Wissenschaftlern so großen Schaden zufügen würden, dass wir gemeinsam mit ihnen bei der DFG waren, um die DFG dazu zu bewegen, von diesem Unsinn abzulassen.“

Als nächstes wollte Moderator *Rafael Ball* wissen, welche Erwartungen die verschiedenen Parteien an den kommenden 3. Korb des Urheberrechts hätten. Für *Angelika Lex* ist die Kernfrage, was geregelt werden muss, was nicht schon besteht: „Wir sehen keinen Zwang, in irgendeine Richtung etwas neu zu regeln.“ Die Erwartungen der Allianz der Wissenschaftsorganisationen an den 3. Korb Urheberrecht sind in einem Positionspapier festgehalten, das an das Bundesjustizministerium geschickt wurde“, stellte *Harald Müller* fest. Das Positionspapier sei mit den europäischen Nachbarn abgesprochen. Darin werde als erstes eine Regelung für die verwaisten Werke gefordert und als zweites ein Zweitveröffentlichungsrecht, das im Urheberrechtsgesetz festgeschrieben werden soll. Dabei soll der § 38 Urheberrechtsgesetz speziell für wissenschaftliche Autoren die Karenzzeit auf 6 Monate festsetzen. Die entscheidende Formulierung des Allianz-Vorschlags sei es, dass das Zweitveröffentlichungsrecht nicht durch vertragliche Regelungen zwischen Verlag und Autor außer Kraft gesetzt werden kann.

Auf die Frage eines Zuhörers, ob und wie in dem Positionspapier der Allianz die Frage der Qualitätssicherung geregelt sei, antwortete *Harald Müller*: „Wir unterstützen auf jeden Fall eine qualitative Auslese, und das was als peer review-Verfahren beschrieben wurde, muss selbstverständlich auch gewährleistet sein. Bei uns in den Max-Planck-Instituten ist es gewährleistet. Dazu wie es mit der Qualitätssicherung bei anderen Instituten und Organisationen aussehe, wollte er nichts sagen. *Christian Sprang* ergänzte nicht ohne Sarkasmus: „Ich kann bestätigen, dass Qualitätssicherung bei der Allianz gewährleistet ist, denn der Vorschlag deutet darauf hin, sich die Qualitätssicherung von den Verlagen einzuverleiben.“ Auch diese Äußerung blieb nicht unwidersprochen: Die Qualitätssicherung käme doch zu 90% nicht von den Verlagen, sondern von der wissenschaftlichen Community. Die Verlage organisierten lediglich die Qualitätskontrolle. Letzterem stimmte *Angelika Lex* zu: „Das ist so und das hat sehr viel damit zu tun, dass wir wissenschaftliche Qualität in den Werken garantieren können.“ Verlage leisteten das Management dieses gesamten Vorgangs. Im Printzeitalter habe es bei Zeitschriften Publikationszeiten gegeben, die sich über Jahre hinweg gezogen hätten. Die Vorgänge der Qualitätssicherung seien sehr schwierig zu handhaben und das sei auch im digitalen Zeitalter nicht anders. *Christian Sprang*

ergänzte, dass natürlich nur die wissenschaftliche Community für die Qualitätssicherung sorgen könne, dennoch seien die Kosten des Qualitätssicherungsprozesses da und müssten bezahlt werden.

Auf den Einwurf aus dem Publikum, nur im Verlagsbereich hätte man es noch nicht geschafft, die Monopolstellung aufzubrechen, was bei der Telekom und den Energiedienstleistern schon geschehen sei und dazu geführt haben, dass die Telefon- und Stromkosten gefallen seien, erwiderte *Angelika Lex*: „Im Verlagssektor gibt es keine Monopolstellung. Elsevier als größter Verlag im STM-Bereich hat einen Marktanteil von 25%.“

Zum Abschluss wollte der Moderator wissen, ob die Vorstellung von der klassischen Bibliothek noch gültig ist. *Harald Müller* hob darauf ab, dass Wissenschaft niemals statisch sei und alle Beteiligten sich im Übergang von der analogen zur digitalen Welt befänden. Das betreffe auch die Bibliotheken, die sich darauf einstellen müssten. „Ich kann mir durchaus vorstellen, dass es eine digitale Bibliothek geben kann, die kein einziges gedrucktes Buch mehr hat. Bibliothekare sind dann vielleicht die Pfadfinder, die die Nutzer durch den Dschungel des Internets zu der Quelle führen, die diese suchen“, verriet *Harald Müller*. Die Arbeitsplätze in den Bibliotheken hätten sich schon verändert und würden sich weiter verändern.

Angelika Lex war überzeugt, dass die Zukunft vielfältiger werde. „Wir erwarten einen Informationszuwachs von 2 bis 3 % pro Jahr und werden immer mehr Information verarbeiten müssen.“ Daher sei es entscheidend, dass die verschiedenen Teilnehmer an dem Informationsprozess sich aufeinander zu bewegten und in einem konstruktiven Dialog Antworten auf die Herausforderungen fänden.

Auch *Christian Sprang* sah das so und ergänzte: „Wir haben ein gemeinsames Problem, das wir gegeneinander auspielen.“ Das Problem sei von politischer Seite eingebracht worden. In Frankreich könne man sehr gut sehen, wie die Förderung der Forschungsetats mit der Förderung des Erwerbungssetats verknüpft worden sei. Das habe man in Deutschland seit Jahrzehnten unterlassen, mit dem Resultat, dass die Forschung immer mehr Ergebnisse herausgebracht und natürlich immer höhere Forschungspublikationskosten erzeugt habe. „In Deutschland haben wir eine Bibliotheksfinanzierungskrise.“

Gesamtlösungen für Digitalisierungsprojekte

ImageWare

MyBib eDoc® Workflow-System

BCS-2® Scansoftware

C-3 Periodikaerschließung

MyBib eRoom Elektronischer Lesesaal

SCANROBOT® Bookeye® Buchscanner